

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (2000)
Heft: 6

Buchbesprechung: Rezension

Autor: Walther, Lucia / Theus Baldassarre, Ruth / Chappuis, Isabelle

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

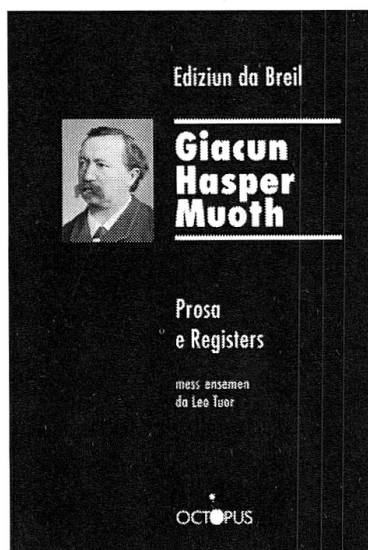
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezension

**Giacun Hasper Muoth**

Ovras

Edizien da Breil

redigida da Iso Camartin e

Leo Tuor, Cuera, Casa editura

Octopus 2000.

Tom 6 (Prosa e registers),

549 paginas, fr. 45.–

Nun ist sie da, die von Iso Camartin und Leo Tuor besorgte «Edizien da Breil» mit gesammelten Werken des surselvischen Dichterstürsten Giacun Hasper Muoth. «Sechs Bände, 2372 Seiten, zusammengestellt und geschrieben in zehn langen Wintern», bemerkt Tuor – nicht ganz ohne Seufzer – in seinem Nachwort zum vor kurzem erschienenen sechsten Band. Und der Verlag präzisiert: «107 Illustrationen», heisst es ausserdem noch auf der Bestellkarte. Man merkt den Beteiligten den Stolz an, und sie dürfen stolz sein. Es ist eine schöne, mit offensichtlicher Freude und Sorgfalt edierte Werkausgabe geworden, eine Ausgabe – nebenbei bemerkt –, die auch Abbildungen von Manuskriptseiten enthält wie es sie von Schriftstellern im Computerzeitalter nicht mehr gegeben wird.

Der sechste Band der «Edizien da Breil» enthält Prosa in romanischer und deutscher Sprache von Giacun Hasper Muoth, Herausgeberkommentare, drei Exkurse, einen Anhang, ein Literaturverzeichnis und das Register zur gesamten Ausgabe. Prosa müsse man allerdings im weiten Wortsinn verstehen, meint Leo Tuor in seiner Einleitung. Einen brillanten Novellisten und Essayisten Muoth gebe es nämlich nicht. Abgedruckt wurden journalistische und feuilletonistische Texte und sprachhistorische, biographische und ethnographische Arbeiten. Auf die Wiedergabe von belletristischer Prosa habe man verzichtet, da sie zu konventionell und banal sei, schreibt Iso Camartin. Dass Muoth dem Volk die Leviten zu lesen pflegte, nimmt man in seinen Versdichtungen mit Humor zur Kenntnis. In der Prosa hingegen scheint es ihm – glaubt man den Herausgebern – nicht gelungen zu sein, seine Moralpredigten mit Hilfe der literarischen Qualität einigermaßen erträglich zu machen. Unpubliziert bleiben in der vorliegenden Werkausgabe ausserdem die historischen Arbeiten von Giacun Hasper Muoth. Dazu wären laut Tuor

mindestens zwei weitere Bände nötig, die der Kompetenz halber von Historikern zu erarbeiten wären. In ihrer Auswahl liessen sich, liest man in einem Essay von Camartin, die Herausgeber von der Maxime der «dichterischen Qualität» leiten. Unbestrittenermassen sei der Poet Muoth «pli originals» (origineller, urwüchsiger) als der Prosaist. Der sechste Band nun wolle «nuot auter che presentar l'originalitad da Muoth leu nua ch'el scriva prosa» («nichts anderes als Muoths Originalität vorstellen, dort wo er Prosa schreibt»).

Wer diesen sechsten Band liest, wird die darin enthaltene Prosa ausser «originell» in mancherlei Hinsicht auch hochinteressant finden und feststellen müssen, dass Muoth als Gelehrter absolut auf der Höhe seiner Zeit war. In einem Referat mit dem Titel «Curta bibliografia dels studis nel lungatg reto-romonsch» nimmt er sich vor, «den Ursprung, die Natur und den Charakter unserer Sprache» zu behandeln. «Ursprung» ist für heutige Philologen noch nachvollziehbar, aber so nebulöse Begriffe wie «Natur und Charakter» einer Sprache muss man in die damalige Zeit einordnen. Erklärt werden sie allerdings im Vortrag nicht, man weiss auch nach der Lektüre noch nicht, was darunter verstanden wurde. Hingegen gibt Muoth einen ausgezeichneten Überblick über die normativen und historischen Grammatiken, das heisst über den damaligen Stand der Forschung. In «Einige Bemerkungen über Orthographie im Rätoromanischen» äussert Muoth Ansichten, die man sich heute noch zu Herzen nehmen kann. So sagt er beispielsweise, die Orthographie richte sich «nicht nach unabänderlichen Gesetzen wie die exakte Wissenschaft, sondern nach *Regeln*, die mit der Zeit u. nach den Umständen wechseln oder abgeändert werden können» (Hervorhebung bei Muoth). Diese Regeln basieren, sagt er, auf der Aussprache, dem Sprachgebrauch und dem etymologischen Prinzip. In seiner Rezension zum Wörterbuch von P. Basilius Carigiet von 1882 kommt er auf sprachpolitische Aspekte zu sprechen. Mit der Einführung gelehrter Wörter habe der Autor «unser Vokabular bereichern» wollen - wahrscheinlich sogar aufwerten, könnte man hinzufügen. «Mo en certs graus, cartein nus, fuss nies lungatg staus rihs avunda.» Und etwas weiter unten: «hipocausta, Heizeinrichtung vegnan paucas femnas a dovrar per ,pegna'.» Die Kritik weist auf eine Problematik hin, wie sie heute noch in einer schwach normierten Sprache wie dem Bündnerromanischen besteht: es ist die Gefahr, dass Verfasser von Wörterbüchern oder von Grammatiken ihre persönliche Auffassung zur Norm erheben.

Sehr interessant und – gerade wieder (oder immer?) – aktuell ist die Geschichte einer bündnerromanischen Einheitssprache in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Muoth geht darauf ein in seiner biographischen Arbeit über Gion Antoni Bühler. Er orientiert über die Ziele und das Scheitern des Vorhabens und erachtet die Kompromisslösung des «lungatg fusionau» als schwerwiegenden Fehler. Man habe gemeint,

mit Bestandteilen aus allen Dialekten auf mechanische Weise eine Sprache zimmern zu können wie «ein Gebäude aus Holz oder Stein». Eine Sprache sei aber ein Organismus, der genährt und entwickelt werden müsse wie allen Organismen.

Muoths journalistische Arbeiten sind für heutige Leser noch von dokumentarischem Wert. Wer sich beispielsweise mit dem Unfehlbarkeitsdogma auseinandersetzen will, findet bei Muoth Material aus erster Hand. Ein Bericht über einen (Alt-)Katholiken-Kongress in München liest sich allerdings wie ein Protokoll, und nicht wie ein Zeitungstext. Manchmal wirkt auch die Sprache des Dichterfürsten – zumindest für die Nachgeborenen – nicht ganz so fürstlich. Oder was soll man halten von der folgenden Formulierung? «Defertont ch'ils numnai diczionaris surveschan per part mo als basegns della vita practica, volent facilitar il studi dil lungatg tudestg, per part als desideris della scienza, volent rimnar e conservar ils plaids de nossa faviolla retica per studis linguistics ed historics; – vul ...» usw. (S. 43). Aufhorchen lässt eine Feststellung in einem Bericht über den triumphalen Einzug der bayrischen Armee in München 1871 nach dem deutsch-französischen Krieg. Die ganze Stadt sei ein einziges Lichtermeer gewesen, aber das zu beschreiben sei «der romanischen Feder» nicht möglich – eine besondere Art von Unsagbarkeitstopos.

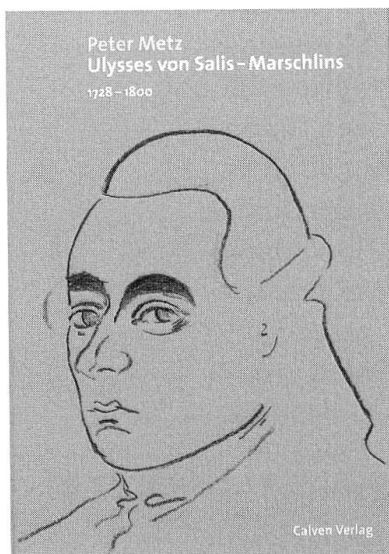
Im Umgang mit andern Autoren kann es vorkommen, dass Muoth Gedichte zitiert, in diesem Fall von Alfons Tuor, um dann nicht etwa einen literaturkritischen Kommentar dazu abzugeben, sondern einen anwendungsbezogenen. So heisst es beispielsweise zu den Versen «Cara patria, tei egl jester / Hai empiru de carezar» («Liebes Vaterland, in der Fremde dich / Zu lieben habe ich gelernt»), dieser Refrain enthalte eine Wahrheit, die jeder Bündner, der irgendwann weg gewesen sei, selbst habe erfahren können. Aus einem Bericht über «Agricultura ed industria en la Baviera» erfahren wir, dass damals viele Romanen, insbesondere Familien aus dem Tavetsch, in Bayern als Sennen und Käser ihr Auskommen fanden – und wahrscheinlich gelernt haben, die Heimat zu lieben. Eigentümlich anmuten mag uns heutzutage – da die Bauern ununterbrochen damit beschäftigt sind, ihren Mist und ihre Jauche irgendwie loszuwerden –, dass im 19. Jahrhundert Vieh allein der Mistproduktion wegen gehalten wurde.

Eine wahre Fundgrube sind die «Nachrichten über bündnerische Volksfeste u. Bräuche», die 1886 im Feuilleton des Bündner Tagblatts erschienen sind. Auf neun Seiten der vorliegenden Publikation werden nur die katholischen Feste beschrieben, worunter das Kirchweihfest das wichtigste ist. Laut Muoth dient die dabei gepflegte Gastfreundschaft der Festigung der familiären Verhältnisse. Und bei deren Beschreibung geht er so ins Detail, dass er die romanischen Namen der Vetternschaft bis zum fünften Grad aufzählt.

Sehr ins Detail gehen auch die - für eine vertiefte Lektüre äusserst nützlichen - Kommentare von Leo Tuor. Da wird, auch für nicht bündnerische Belange, jeder Name, jedes Zitat erklärt, so dass man geradezu erstaunt ist, über den Jansenismus (von Bedeutung im Zusammenhang mit den Altkatholiken und der Ablehnung des Unfehlbarkeitsdogmas) keine Angaben zu finden. Teilweise sind die Kommentare auch sehr persönlich. «Zehn lange Winter» sind offenbar nicht spurlos an Leo Tuor vorbeigegangen. Und auch Camartin hat sich mit dem «Fürsten» verbrüdet und ruft ihm zu: «Pauper Giacun Hasper! Quasi tut quei che Ti has scret ensemen en Tia veta, mereta nossa admiraziun e nies respect.» Er hat wohl recht.

Lucia Walther

Rezension



Metz, Peter:

Ulysses von Salis-Marschlins

1728–1800

Chur: Calven-Verlag 2000

413 Seiten, gebunden

ISBN: 3-905261-22-7, 2000, Sfr. 45.–

In seiner neuesten Publikation befasst sich Peter Metz mit einer der herausragendsten Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts im Freistaat Gemeiner Drei Bünde, Ulysses von Salis-Marschlins. Neben seiner Eigenschaft als Biographie stellt das Buch gemäss dem Herausgeber gleichzeitig aber auch eine Ergänzung zur dreibändigen *Geschichte des Kantons Graubünden* dar, welche durch denselben Autor verfasst worden ist.

In fünf einführenden Kapiteln schildert Peter Metz die Geschichte des Stammsitzes Marschlins sowie die Generationenfolge bis Anfang des 18. Jahrhunderts des gleichnamigen Saliszweiges, der durch Ulysses von Salis-Marschlins (1594–1674) begründet wurde. Diese ersten Ausführungen werden einerseits durch historische Ansichten des Schlosses und seiner Umgebung, andererseits durch Abbildungen direkter Vorfahren des Ulysses von Salis-Marschlins (1728–1800) belebt, und eine übersichtliche Stammtafel bietet dem Leser einen hilfreichen Überblick zu den verwandtschaftlichen Beziehungen der Familienmitglieder. Die darauffolgenden zwanzig Kapitel sind der Darstellung des Werdeganges Ulysses von Salis-Marschlins' und der allgemeinen Geschichte, die den Hintergrund seines Lebensweges bildete, gewidmet. Den Ausklang des Buches bildet schliesslich eine kurze Darstellung der nachgeborenen Generationen des Salis-Marschlins-Zweiges, der mit dem Tod der Historikerin und Frauenrechtlerin Barbara Margaretha («Meta») im Jahre 1929 erlosch. Wie das einführende Kapitel weisen auch diese beiden letztern Abschnitte zahlreiche Bildzeugnisse auf und sind in einer temperamentvollen und farbigen Sprache abgefasst. Im Anhang finden sich schliesslich Angaben zu der vom Autor benutzten Literatur.

In den über dreihundert Seiten des Hauptteiles sind die geschichtlichen Ereignisse im Bünden des 18. Jahrhunderts in chronologi-

scher Abfolge dargestellt und mit dem Einfluss und der Wirksamkeit Ulysses von Salis-Marschlins' in Verbindung gesetzt. Im Hauptsächlichen handelt es sich um die Streitigkeiten zwischen dem Gotteshausbund und dem Hochstift Chur hinsichtlich der Bischofswahl und der kirchlichen Immunitäten im Jahr 1755, um die Verhandlungen für eine zweite Revision des Mailänder Kapitulats von 1639 im Jahr 1762 und die damit verbundene politische Diskussion um den sogenannten «Geheimartikel» und das «Edikt der Toten Hand», um die Verhandlungsversuche für eine Revision des Abkommens von 1706 mit der Republik Venedig im Jahr 1766 und um die Gegebenheiten, welche 1797 zum Verlust der Untertanengebiete führten. Gleichzeitig geht der Autor auch auf bemerkenswerte reformpolitische Projekte ein, an denen Ulysses von Salis-Marschlins von den Sechzigerjahren an massgeblich mitbeteiligt war: die Gründung der Pflanzschule Haldenstein und des Philanthropins Marschlins, die Schaffung der «Typographischen Gesellschaft» und der «Gesellschaft landwirtschaftlicher Freunde in Bündten».

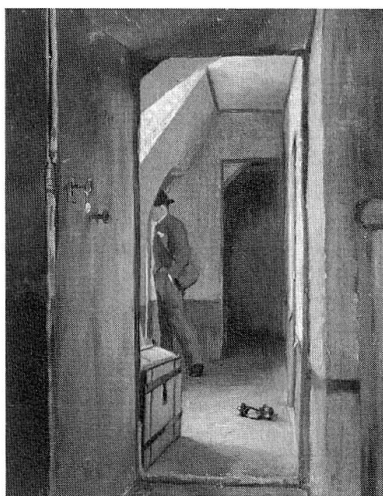
In der Beurteilung Ulysses von Salis-Marschlins' Wirken weicht Peter Metz nicht vom Interpretationsansatz ab, den Johann Anton von Sprecher begründete und der bekannterweise bei späteren Autoren auch immer wieder Anwendung fand. Die beiden wichtigsten Konstanten stellen darin die Schlüsse hinsichtlich Ulysses von Salis-Marschlins' Charakterzügen und jene hinsichtlich der salis'schen Familienpolitik dar. Ulysses von Salis-Marschlins wird dabei als äusserst kluger und gebildeter, in gleichem Masse aber auch ruchloser und ehrsüchtiger Edelmann geschildert, der sein ganzes Wirken in den Dienst der Vergrösserung seiner eigenen Macht und jener seiner erweiterten Familie stellte. Diese letztere wird als geschlossene Einheit beschrieben, welche sich gleichzeitig in einem klaren Gegensatz zu anderen Familien der Bündner Führungsschicht befand. Die Geschichtsschreibung der letzten beiden Jahrzehnte, insbesondere aber die neuesten Publikationen, welche den behandelten Zeitabschnitt in Bünden untersuchen, beweisen jedoch, dass die «sprecher'sche Sichtweise» nicht immer hinreichend ist, die komplexen Gegebenheiten jener Zeit und meines Erachtens insbesondere auch Ulysses von Salis-Marschlins' Handeln und Wirken zu erklären. In engem Zusammenhang mit den Auslegungen und Erklärungen von Peter Metz steht desgleichen die herangezogene Literatur. Der bewussten Entscheidung des Autors (Vorwort S. XII), nicht nach der heute üblichen Methodologie der Geschichtsschreibung zu arbeiten, gebührt Respekt. Aufgrund seiner Eigenschaft als Buch historischen Inhalts, das aus dem Studium von Handschriften, aber auch von Publikationen anderer Autoren entstanden ist, scheinen einige Gedanken zur Quellenlage jedoch trotzdem gerechtfertigt. Die allgemeine Geschichte Bündens wird im hier besprochenen Buch durch Literatur-

beiträge abgedeckt, welche in der Zeitspanne von 1872 bis Mitte der Vierzigerjahre verfasst worden sind. Für die übrige Literatur lässt sich eine deutliche Verdichtung der verwendeten Publikationen im Zeitraum von 1930 bis Mitte der Sechzigerjahre erkennen, während aber auch einige der neuesten Publikationen der Neunzigerjahre nicht fehlen. Die Rezeption dieser letzteren ist jedoch nicht immer leicht erkennbar. Karge Berücksichtigung finden schliesslich ausländische Autoren, wodurch die Bibliographie einen ausgesprochen «rätozentrischen» Charakter erhält.

Im Ganzen gesehen reiht sich meines Erachtens Peter Metz' Publikation in jene Tradition der Bündner Geschichtsschreibung ein, welche ihre Pfeiler in den Autoren Johann Anton von Sprecher und Friedrich Pieth besitzt. Diese Doktrin steht nunmehr, wie insbesondere Jon Mathieu in seiner Einführung zu Band II des kürzlich erschienenen *Handbuchs der Bündner Geschichte* festhält, in einer fruchtbaren Dialektik mit der neueren und neuesten Forschung. Es dürfte meines Erachtens auch für den aufmerksamen Leser des vorliegenden Buches ein spannendes Erlebnis sein, sich beim Studium der aufwendigen Arbeit von Peter Metz gleichermassen in diesen Austausch zu vertiefen.

Ruth Theus Baldassarre

Rezension


**Cuno Amiet – Giovanni
Giacometti, Briefwechsel.**

Herausgegeben von Viola Radlach,
Schweizerisches Institut für
Kunstwissenschaft, Zürich.
Zürich: Scheidegger & Spiess 2000,
Fr. 78.–

«Habe immer auf eine Erquickung von Dir gewartet, denn ich war ganz trostlos hier!» Dieser Satz im ersten Brief Giovanni Giacomettis an Cuno Amiet weist darauf hin, welche Bedeutung der Briefwechsel zwischen den beiden haben wird: Im Schreiben erfahren sie einen gegenseitigen, äusserst fruchtbaren künstlerischen und persönlichen Austausch.

Es ist als Glücksfall anzusehen, dass die Korrespondenz zwischen den beiden zu Beginn des 20. Jahrhunderts neben Ferdinand Hodler bedeutendsten Schweizer Künstlern und langjährigen engen Freunden fast lückenlos erhalten ist. In aufwändiger und verdienstvoller Arbeit ist sie nun transkribiert, teilweise übersetzt und veröffentlicht worden und gibt detailliert Einblick in das Leben und Wirken beider Maler, aber auch Auskunft über die schweizerische Kunstszene und -politik der Zeit. Neben den Künstlern und Freunden kommen immer wieder auch die Ehemänner, Familienväter und Erwerbsarbeiter Amiet und Giacometti zu Worte, so dass die Briefe ungeachtet ihrer kunsthistorischen Bedeutung stets lebendig, unmittelbar und menschlich berührend bleiben.

Die vollständig (soweit erhalten) abgedruckte Korrespondenz umfasst 419 Briefe und Postkarten. Sie ist in drei verschiedenen Sprachen verfasst und erstreckt sich über einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren. Die oben zitierte Stelle stammt aus dem Herbst 1887, nachdem sich Amiet und Giacometti anfangs desselben Jahres in München als Kunststudenten kennengelernt hatten. Die letzte erhaltene Karte, ein Neujahrsgross von Giacometti, datiert 1930, wenige Jahre vor dessen Tod.

Der Briefwechsel ist in verschiedener Hinsicht interessant und lesenswert. Erstens wird anschaulich, wie sich die beiden gleichaltrigen

Künstler austauschen und wie sich ihr Künstlertum unter gegenseitiger Einflussnahme und unter verschiedenen Umständen entwickelt. Während wir beispielsweise aus Amiets Feder von seinem Aufenthalt in der französischen Künstlerkolonie Pont-Aven und der fruchtbaren und prägenden Begegnung mit der Kunst des Postimpressionismus erfahren («Ich habe wieder Geschmack gewonnen an der Malerei, und sie hat mich leidenschaftlich gepackt.»), berichtet Giacometti ernüchtert über seine gescheiterte Auswanderung nach Italien («Du kannst Dir nicht vorstellen, wie gut sie sind im Anfertigen von vollendeten und geschleckten Aquarellen!»). Amiets begeisterte Berichte aus Paris und aus der Bretagne sind für den aus Geldmangel ins Bergell zurückgekehrten Giacometti Herausforderung und Labsal. Die neue Kunstauffassung («Mein Lieber, um ein Kunstwerk zu schaffen, genügt es nicht, sich vor ein Motiv zu setzen und es so wirklichkeitsgetreu wie nur möglich in allen Details zu kopieren, nein, man muss den Eindruck wiedergeben, den das Motiv in Dir hervorgerufen hat.») findet mittels der Briefe und mit einiger Verzögerung auch in der Malerei des Freundes Niederschlag. Es ist ferner auch interessant zu verfolgen, wie Amiet Giacometti zum Drucken von Holzschnitten und Radierungen anleitet, ihn mit Material versorgt und dessen geschnitzten oder geätzten Platten druckt, während Giacometti Amiet über seine Versuche mit Temperafarben auf dem Laufenden hält.

Neben Berichten über neue Erkenntnisse und Einsichten und ausschweifenden kunsttheoretischen Betrachtungen sind häufig das knappe Geld, die Zicken der seltenen Auftraggeber, unproduktive Arbeitsphasen, gemeinsame Freunde, Ausstellungsbesuche, zurückhaltende Kreditgeber, kleinliche Mäzene, spottende Kritiker, verständnisloses Publikum und Juryentscheide Gegenstand der Briefe. Mit der Zeit und mit zunehmendem Erfolg und Einkünften wenden sie sich vermehrt kunstpolitischen Themen oder auch rein organisatorischen Dingen zu.

Der Austausch ist insgesamt ziemlich ausgewogen; vielleicht wirkt Amiet in seinen Briefen eine Spur innovativer und kosmopolitischer, während Giacometti aus seiner abgeschiedenen Heimat begierig auf die Neuigkeiten aus dem Flachland zu warten scheint und auch schneller bereit ist, den zeitweise erlahmenden Briefverkehr mit immer wieder neuen Anstössen am Leben zu erhalten.

Zweitens wird der ganze und in besonderem Masse der frühe Briefwechsel durch eine enge Freundschaft geprägt; die Briefe sind Ersatz für die intensiven persönlichen Gespräche: «Ich habe niemanden, mit dem ich reden könnte wie ich es möchte, und der mich verstehen würde, so wie ich mit Dir reden könnte.» (GG). Beide, Amiet wie Giacometti, durchleben immer wieder tiefe Ängste des Ungenügens und setzen sich mit einem unermüdlichen Arbeitswillen zur Wehr: «Aber jetzt habe ich ein Werk in Angriff genommen, aus dem ich sieg-

reich oder tot hervorgehen werde.» (GG). Sie leisten sich gegenseitig wertvolle moralische Unterstützung und klagen einander von den unzumutbaren Arbeitsbedingungen und der geringen Akzeptanz neuer Ideen in den offiziellen Kreisen. So findet sich Amiet beispielsweise, als er aus der Bretagne und von der Begegnung mit den Werken Paul Gauguins und Vincent van Goghs tief beeindruckt nach Solothurn zurückgekehrt, mit staatlichen Wettbewerbsaufträgen zu Themen wie «Eine Begebenheit oder ein Sittenbild unseres Vaterlandes, speziell aus der Epoche der Pfahlbauer» oder «Einführung des Christentums in der Schweiz» konfrontiert.

Die (Brief)Freundschaft erweist sich als besonders wertvoll, wenn es darum geht, zur Kunst des anderen Stellung zu nehmen. Sie diskutieren, kommentieren und kritisieren ihre Werke gegenseitig auf schriftlichem Wege. Amiet wirft Giacometti beispielsweise vor, dass ein Gemälde «gesegantinerlet» wirke und rät ihm, sich von seinem Vorbild und Lehrer Giovanni Segantini künstlerisch zu lösen. Die Briefe erweisen sich indes auch als ein wichtiges Mittel zur Selbstreflexion; so gesteht Amiet wiederum, dass er unter seinem Hodler-Epigonentum leide. Giacometti und Amiet halten jedoch zusammen, wenn es darum geht, mit der Tradition zu brechen und sich gegen die etablierte Kunstgarde zu behaupten: «Wir sind keine Idioten, weder der eine noch der andere, und wir werden gute Dinge schaffen können». (CA)

Daneben gibt es manch köstliche Stelle, wo kerniges Männertum durchscheint. So beschreibt Amiet seinem Freund die zukünftige Gattin in einer bemerkenswert trockenen und pragmatischen Weise: «Die Jüngste meiner Gastgeberin und ich, wir lieben uns. Es ist ein Mädchen von 21 Jahren, stark, solide, fröhlich, poetisch (aber keine sentimentale Poesie), kann gut kochen, war nicht lange in der Schule, woraus folgt, dass sie natürlicherweise natürlich ist, kurz eine bewundernswerte Frau! Sobald es mir möglich wird, werde ich sie heiraten.» Ebenso ergötzlich ist, wie Giacometti Amiet ausführlich über den Verlust seines Fahrrades berichtet: «Ich weine auf die Trümmer meines armen Velos ...». Schön zu lesen ist auch, wie Amiet aufgrund einer Zeichnung seines achtjährigen Patenkindes Alberto Giacometti nicht ganz zu Unrecht vermutet: «Das gibt gewiss auch einer von der [unserer] Zunft.»

Der Briefwechsel zwischen Cuno Amiet und Giovanni Giacometti bietet der oder dem Kunsthistoriker/in interessantes und aufschlussreiches Quellenmaterial. Er ist dank des Registers, unzähliger Querverweise und Erläuterungen, biografischer und Literaturangaben für jede ernsthafte Arbeit über die beiden unentbehrlich. Der wissenschaftliche Apparat ist aber wunderbar zurückhaltend angebracht; im Vordergrund stehen stets die originalen Briefftexte, so dass es auch für den oder die Kunstlaien/in ein anschauliches und lebendiges Lesevergnügen bleibt, zumal beide Künstler mal verschroben, mal elegant,

aber stets mit Selbstironie und Humor zu schreiben wussten, denn «Wir malen [man ist geneigt zu ergänzen: und schreiben] ja eigentlich nicht um Erfolg, sondern um unsere Tage auf eine anständige Weise zu verbringen.» (CA)

Isabelle Chappuis